

Heinrich Eichenberger

Der Siegermacher

Agentenroman

HUBERT W. HOLZINGER VERLAG
BERLIN

ISBN 978-3-926396-70-9

© 2008 by Hubert W. Holzinger Verlag, Berlin, www.holzinger-verlag.de

1. Auflage 2008. Alle Rechte vorbehalten.

Printed in Germany. Satz und Umschlaggestaltung: Frank Stiefel, Berlin

Lektorat: Kurt Kowalsky, Berlin

Umschlagentwurf: Robin W. Schäfer, Berlin

Fotos: waiting © Amir Kaljickovic 4525692; Hand with Whiskey Glass and

Cigar © Steve Cukrov 5001300; Agentur: Fotolia.de

Druck und Bindung: Steinmeier GmbH, Nördlingen

Der Siegermacher

Heinrich Eichenberger

Heinrich Eichenberger



Der Siegermacher

ein neuer Fall für Sir Alec



über den Autor

Dr. Heinrich Eichenberger ist studierter Ökonom und war in führenden Positionen multinationaler Konzerne tätig. Der frühere Bereichsleiter eines Geheimdienstes betreibt heute professionelle Nachrichtenbeschaffung für die Wirtschaft.

Alle seine Romane sind sorgfältig recherchiert und setzen sich augenzwinkernd und kritisch mit den Machenschaften heutiger Geheimdienste auseinander. In seinem Domizil am Vierwaldstättersee schafft es der Katzenfreund und Liebhaber klassischer Musik immer wieder seine Recherchen spannend und mit großem Esprit zu Papier zu bringen.

Eichenberger: »In einer Welt voller Narren steht die Wahrheit oftmals im Dienste der Lüge.«

Hinweise

»Der Siegermacher« ist aus der Reihe »ein neuer Fall für Sir Alec«. Die Agentenromane dieser Reihe sind auf Grundlage langjähriger Recherchen und Analysen entstanden. Aus rechtlichen Gründen mussten jedoch Namen und Orte geändert werden, so dass eine Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen jetzt rein zufällig wäre und nicht beabsichtigt ist.

Der MI6 lehnte eine Zusammenarbeit mit dem Autor kategorisch ab.

Der Roman verdankt seine Entstehung einer Reihe von Personen und Institutionen, die sich Zeit genommen haben, wichtige Informationen über die Struktur des Radsportes, die Anstrengungen im Kampf gegen das Doping, über medizinische Zusammenhänge beim Einsatz von pharmazeutischen Wirkstoffen und über forensische Erkenntnisse zu dokumentieren und zu erklären.

Besonderer Dank gilt:

dem Fachbereich Dopingbekämpfung des Schweizer Bundesamtes für Sport in Magglingen, Leitung Dr. phil. nat. Matthias Kamber, wo die Methoden zur Entdeckung von medizinischen Missbräuchen in internationaler Zusammenarbeit entwickelt und angewendet werden.

Dr. Matthias Mütsch, Kantonsapotheker Luzern, mit den Informationen über die Zulassung und Kontrolle von Heilmitteln

Edwin Rudolf, Kenner der Radsportszene, Unternehmensberater in Marketing und Kommunikation, Küssnacht am Rigi, Schweiz

Roland Hofer, Generalsekretär der Union Européenne Cyclisme UCI

Dr. med. George Nager, Facharzt für FMH Kardiologie und innere Medizin, Luzern

Dipl.-Biol., Dr. rer. medic Mark Benecke, Internationale Kriminalbiologische Beratung, Köln

Kriminalhauptkommissar a. D. Günther Denner, Berlin

Die aufgeführten Personen und Institutionen kennen weder den Plot des Romans noch gibt die Geschichte ihre Meinungen wieder.

Personen der Handlung

Sir Alec, International Strategic Consultancy, Geheimdienstchef im Ruhestand

Sharon, Sekretärin von Sir Alec

Mercedes de Cárdenas und Richard Henry Harriott von Palma Management

Günther Wemmer, Kriminalhauptkommissar a. D.

Herbert Wyzykowski, Oberkommissar

Fa. Fein, Bestattungsunternehmen

Johannes Grubel, Autoverwertung

Eleonora Gratta, Dolmetscherin, Italien

Pietro Conte Cavallucci, Generalmajor, Mailand

Maria Teresa Cavallucci, seine Ehefrau

Massimo Cavallucci, Sohn aus erster Ehe

Dr. Alfredo Purini, Sportarzt, Mailand

Dr. Dr. Giorgio Sinola, Fachbereichsleiter Forschung

Antonio Paolo, Fitnesstrainer, Mailand

Hermann W. Kropf, Dr., Rechtsanwalt, Zürich

Agnieska Meister-Novak, »Eisvogel«, Direktorin Schmuckgeschäft, Zürich

Institutionen:

MI5 Britischer Inlandgeheimdienst

MI6 Britischer Auslandgeheimdienst

WADA, World Anti-Doping-Agency

weitere Informationen: www.sir-alec.de; www.sir-alec.ch

I.

Die schwere Sportlimousine schien auf dem schmalen, abschüssigen Waldweg zu ächzen. Der im Grunde lichte Mischwald hatte sich rechts des Weges zu einer schwarzen, alles erdrückenden Mauer erhoben. Hätte die Fahrerin nach links unten zu blicken vermocht, der silbern glitzernde, kleine See hätte das gespenstische Szenario nicht erträglicher gemacht. Jetzt aber kämpfte sie einerseits um Orientierung und andererseits versuchte sie, das seltsame Angstgefühl zu ignorieren, das sie seit ihrer Abfahrt beschlichen hatte.

So schön die halbhohen Absätze der eleganten Pumps die schlanke Figur der Dame in Abendgarderobe zu unterstreichen vermochten, so ungeeignet wären sie wahrscheinlich für einen Fußmarsch durch diesen dunklen Wald. Ein solcher wäre jedoch gewiss, rutschte das Fahrzeug links vom befestigten Weg ab. Trotz Schrittgeschwindigkeit und ängstlicher Achtsamkeit schrammte das tiefer gelegte Sportcoupé irgendeine Unebenheit der Fahrbahn und das malträtierte Unterbodenblech gab das ungesunde Geräusch klagend in den luxuriösen Fond des Wagens weiter. Dann lösten sich zwei schwarze Kolosse aus dem vermuteten linken Abhang und passierten die scharfen Lichtkegel des bläulichen Xenonlichtes: Wildschweine!

Die Frau atmete tief durch und fuhr noch etwas langsamer. Nach einer leichten Rechtskurve schien ihr, dass das Ende der hohlen Gasse endlich gekommen war. In Front ihres Fahrzeuges reflektierte für einen kurzen Moment ein Verkehrsschild, wurde deutlicher, der Weg breiter und nach kurzer Zeit war die Landstraße, welche die Städte Neuruppin und Rheinsberg miteinander verband, erreicht. Die Frau bog nach rechts auf die nicht minder dunkle, aber zumindest zweispurig ausgebaute Straße ab und gab erleichtert Gas. Als hätte man einem wilden Pferd noch die Sporen gegeben, schoss der Wagen in die dunkle Nacht hinein.

»Fahren Sie auf dieser Straße weiter«, meldete sich jetzt das eingebaute Navigationsgerät mit stoischer Gelassenheit.

»Damn you!«, quittierte die so Angewiesene und hätte sie gewusst, welche Taste zu drücken wäre, sie hätte den Apparat mit der weiblichen Stimme zum Schweigen gebracht.

Keine zehn Kilometer weiter gabelte sich die Landstraße. Kein Fahrzeug war entgegengekommen, keines war im Rückspiegel zu beobachten, der Landstrich schien wie ausgestorben. Die Fahrerin bremste ab, beugte sich leicht nach vorn, als könne sie so das gelbe Ortseinfahrtsschild mit der Aufschrift »Rheinsberg« besser lesen, drückte die Augen zu schmalen Schlitzern zusammen und beschleunigte erneut. Dem unguuten Gefühl, das sie trotz guter Straßenverhältnisse und klarer Wegführung nicht mehr verlassen hatte, war aber nicht zu entfliehen. Trotzdem raste sie durch das historische Städtchen, dessen schwache Straßenbeleuchtung spärlich die leeren Fahrwege und Bürgersteige beleuchtete. In diesem Städtchen hatte der spätere Friedrich der Große seine Zeit

als Kronprinz verbracht, die er im Alter einmal als seine glücklichste bezeichnen sollte und die 1740 mit der Thronbesteigung zu Ende ging. Wer weiß, was aus dem ansässigen Schlösschen geworden wäre, hätten ihm Theodor Fontane und Kurt Tucholsky nicht zu literarischer Bekanntheit verholfen.

Von all dem wusste die Frau nichts und es hätte sie auch nicht interessiert. Eine auf Nachtbetrieb geschaltete Verkehrsampel blinkte gelbes Warnlicht dem einsamen Gefährt entgegen. Am Bahnhof vorbei führte die Straße wieder hinaus aus der Stadt. Das Automatikgetriebe schaltete einen Gang zurück, der 367 PS starke Wagen wedelte für einen kurzen Augenblick mit dem Heck, dann schoss das Fahrzeug auf der sich jetzt öffnenden Alleestraße aus dem historischen Städtchen hinaus.

»Fahren Sie auf dieser Straße weiter«, meinte das Navigationsgerät.

Ohne Gegenverkehr erscheinen auch schmale Alleestraßen besonders breit, steuert man in ihrer Mitte. Irgendwo rechts auf dem Beifahrersitz musste die Handtasche liegen und irgendwo darin befand sich ein Zigarettenetui. Hier zu wohnen, dachte die Fahrerin noch, ist wie lebendig begraben... Jetzt hatte sie das silberne Gehäuse des Etuis mit ihrer rechten Hand ertastet, sah plötzlich zwei stark blendende Scheinwerfer und erkannte ein Auto im Gegenverkehr, welches, aus einer Bodenwelle herausspringend wie ein Abfahrtsläufer im Skigebiet, direkt auf sie zufuhr. Die Fahrerin im schwarzen Abendkleid ließ das Zigarettenetui los, griff mit beiden Händen zum Steuer und wich aus. Routiniert, kühn, eher amüsiert, fast etwas verärgert über die schwache Herausforderung, deren Steigerung in der Einöde der Nacht willkommen schien, lenkte sie den schweren Wagen nach links...

Doch die Situation entschärfte sich nicht. Im Gegenteil. Es schien, als hätte es das entgegenkommende Fahrzeug auf einen frontalen Zusammenstoß abgesehen. Noch weiter links steuern und bremsen war eins. Dann wurde ihr Staunen von der erdrückenden Stille dieser winterlichen Nacht abgelöst.

*

Nach etwa 35 Minuten meldete der Streifenwagenführer des Funkwagens durch den Sprechfunk: »Wagen sechs, eingetroffen.«

Ein Bild sagt bekanntlich mehr als tausend Worte und so näherten sich die beiden Beamten der Unfallstelle nur zögernd. Das blaue Licht der blinkenden Signalanlage und der Lichtkegel des Handscheinwerfers konkurrierten darum, den eingefrorenen Schrecken zu beleuchten.

»Barbararot«, sagte der etwa vierzigjährige Streifenführer. »Bitte?«, fragte der jüngere Kollege zurück.

»Barbararot! BMW bezeichnet die Farbe dieser 6er Reihe mit Barbararot. War stets mein Traum.«

Er nahm sich die Mütze vom Kopf und wischte sich mit dem Handrücken die kleinen Schweißperlen von der Stirn. »Kann man sich als Normalsterblicher nicht leisten, kostet fast 80.000 Euro. Alleine die Farbe kostet 1.000 Euro zusätzlich.«

Irgendwo hörte man das Tropfen von Flüssigkeit. »Soll ich den Feuerlöscher holen?«, krächzte der Kollege und wandte sich ab. Der Streifenwagenführer nickte, dann brummte er: »367 PS und barbararot. Mein Gott, was für ein luxuriöser Sarg.«

Aus dem Seitenfenster der in sich geknickten Fahrertür starrte ihn die Fahrerin im eleganten Abendkleid mit weit aufgerissenen Augen an. Ihr dunkelblondes Haar mit den hellen Strähnen war immer noch perfekt frisiert, die fein nachgezogenen Augenbrauen unterstrichen den selbstbewussten, offenen Gesichtsausdruck der jungen Frau. Irgendein verdammtes Blechteil hatte dem Unfallopfer am linken Unterkiefer eine tiefe Wunde zugefügt. Tödlich aber wäre diese Verletzung allein nicht gewesen. Derartige Unfälle waren trotz moderner Sicherheitstechnik bei Geschwindigkeiten um nur 100 km/h auf Grund der Becken- und Rückenmarkstraumata nicht überlebbar. Der Polizist schwenkte mit seinem Scheinwerfer zur Seite und schluckte trocken. Die Feuerwehrleute, welche die Frau aus dem zertrümmerten Wagen zu schneiden hatten, waren nicht zu beneiden.

Eben hielt der Rettungswagen. Der Notarzt sprang heraus und lief mit seinen metallenen Koffern schräg über die Straße. Der Polizist winkte ab, irgendetwas wollte er rufen, aber aus seiner Kehle kamen nur noch heisere, unverständliche Laute. Doch man musste das Entsetzen ausschalten oder den Beruf quittieren. Und so begann die übliche Prozedur: absichern der Unfallstelle, vermessen, aufnehmen und protokollieren.

Die Beamten, die davon ausgegangen waren, dass die verunglückte Fahrerin in Folge überhöhter Geschwindigkeit die Kontrolle über ihr Fahrzeug verloren hatte, mussten registrieren, dass zwei Bremsspuren vorhanden waren. Vor und hinter der Unfallstelle radierten lange Reifenablagerungen die linke Fahrbahn der aus Rheinsberg hinausführenden Straße. Aber es gab nur ein Fahrzeug. Die Flucht eines, vielleicht auch zweier Unfallbeteiligten war nahe liegend. Jeder kleine Metallsplitter im weiten Umkreis konnte ein entscheidender Hinweis auf das flüchtige Fahrzeug liefern.

Ein metallicgrauer Mercedes Kombi näherte sich dem Unfallort und stoppte, die niedrige Böschung hochfahrend, wenige Meter vor der Unfallstelle. Die Polizisten erkannten den Leichenwagen.

»Kann es denn sein, dass ihr schon losgefahren seid, bevor der Unfall passiert ist?«, fragte der Beamte bitter. Der Bestattungsunternehmer, der selbst am Steuer saß, verzog sein Gesicht, dann sagte er nicht weniger verbittert: »Die Konkurrenz ist hart.«

Aber erst eine Stunde später machte sich die Feuerwehr mit Schneidwerkzeug daran, die Leiche zu bergen. Weitere Polizeiwagen waren eingetroffen und die dunkle Allee mit ihren alten Bäumen flackerte weiterhin sichtbar im Blaulicht der Einsatzfahrzeuge.

»Hier«, sagte einer der Feuerwehrleute und kam auf den Streifenwagenführer zu, »die Handtasche der Dame - lag auf dem Rücksitz. Wisst ihr schon, wem das Fahrzeug gehört?«

»Einer Mietwagenfirma«, winkte der Angesprochene ab. Natürlich hatten sie das Münchner Kennzeichen in der Zwischenzeit überprüft, jetzt ging es darum, die Fahrerin zu identifizieren.

Obwohl die Handtasche offen war, befand sich darin immer noch mehr Inhalt als ein nicht fachkundiger Mann je vermutet hätte. Der Beamte setzte sich in seinen Wagen, sein junger Kollege mit immer noch aschfahler Gesichtsfarbe daneben.

»Mein Gott, wie siehst du denn aus. Reiß dich ja zusammen, es wird nicht dein letzter Unfall gewesen sein.«

Nach einigem Kramen zog der Beamte einen Reisepass aus der Handtasche, schlug ihn auf und sagte: »United Kingdom. Das ist so etwas wie ein Diplomatenpass. Hatte ich noch nie in den Händen. Moment, wie heißt denn die Dame? Mercedes de Cárdenas, geboren am 29. 01. 1964. Nicht gerade ein englischer Name.«

Der junge Kollege schaute auf seine Armbanduhr. »Heute! Die hat heute Geburtstag.«

Und von weitem trug die kalte Winterluft das viermalige Schlagen einer Kirchturmuhren über die grauschwarzen Schollen des weiten Landes.

II.

Palma de Mallorca.

»Vier Uhr«, schnaufte Richard und beeilte sich, die wenigen Schritte der Calle Jaime Ferrer hinab zu schreiten, die La Bodeguita del Medio links liegen zu lassen, um sich auf dem einzigen Stuhl, den Artemio Boixeda für seine Kunden bereit hielt, pünktlich einzufinden.

»Geschafft!«, strahlte der Engländer und hechtete sich auf den ledernen, etwas zerschissenen Friseurstuhl. Artemio, der Meister des Herrenhaarschnittes, wuchtete sich schwerfällig und gelangweilt von seinem Hocker hoch, den er in der kleinen, quer liegenden, rückwärtigen Diele mit Garderobe, einem winzigen Schreibtisch, einem Telefon und einer Kaffeemaschine platziert hatte. »Zwei Minuten zu spät, Señor.«

»Du spinnst!«

Der Spanier sagte nichts. Die zwei Minuten waren eindeutig und es war klar, dass der verrückte Engländer nun den doppelten Preis zu bezahlen hätte. So war es abgemacht und bedurfte keiner weiteren Diskussion. Statt zehn Euro für einen Haarschnitt ohne Waschen waren nun vereinbarungsgemäß zwanzig fällig und Richard machte ein Gesicht, als hätte er eben sein gesamtes Vermögen verloren. In Wirklichkeit gab Richard stets zwanzig Euro und dies bereits seit Jahren.

Der Grund war, dass es Richard verabscheute, sich von jemand anderem die Haare waschen zu lassen, aber andererseits auch nicht als geizig angesehen werden wollte.

Artemio schwang eine unansehnliche Plastikschrürze um den Oberkörper seines Stammkunden, würgte ihm eine papierene Serviette um den Hals, band die Schrürze zusammen und fing übergangslos zu schneiden

an. Ein Meister in Kommunikation war Artemio noch nie und ob er das Friseurhandwerk je gelernt hatte, wagte Richard ebenfalls zu bezweifeln.

Die beiden Männer kannten sich aus der Zeit, als Richard beim Secret Intelligence Service, SIS, ausgebildet wurde. Besser bekannt war der Dienst als MI6. Zum gleichen Verein gehörte der MI5, welcher das für Spionageabwehr, Inlandsaufklärung und Verbrechensbekämpfung zuständige Pendant ist.

Das war vor über 30 Jahren und offizielle britische Stellen leugneten damals noch beharrlich, dass es diesen Nachrichtendienst überhaupt gebe. Damals war Artemio auf der bei London befindlichen Akademie allerdings noch als Koch beschäftigt. Das mag Festlandeuropäer verwundern, weil diese Sonderlinge wohl glauben, dass Kochen ein Lehrberuf wäre, doch für Briten ist das Kochen eine Angelegenheit von Begabung und so gibt es hoch und weniger begabte Künstler in ihrem Fach. Mancher hochbegabte Sternekoch im Königreich arbeitet deshalb in der Frittenbude, weil er trotz Globalisierung nirgendwo sonst die Möglichkeit hat, so leckere Speisen wie »frittierte Schokoladenriegel«, »frittierten Weißfisch mit Marmelade« oder »Lammfleisch in Minzsauce« zuzubereiten. Bereits die üblichen Leckereien, bei denen Hackfleisch oder Fisch gewürzt und mit Gemüse angegart werden, bevor man beides in einer feuerfesten Schale mit Kartoffelbrei überdeckt und im Ofen überbäckt, sind ja Köstlichkeiten, deren Zubereitung man nicht einfach erlernen kann, sondern die Begabung erfordern.

Ob im Falle Artemio Boixeda der spanische Geheimdienst die britische Küche sabotieren wollte oder der britische Geheimdienst den Spanier zum Agent Provocateur ausbildete, würde zwischen den Männern eine unausgesprochene Frage bleiben. Tatsache war nur, dass im World Wide Web die englische Küche in letzter Zeit seitenweise mit der einleitenden Feststellung kommentiert wird, sie wäre weit besser als ihr Ruf.

Richard vermutete, dass der Spanier für irgendeinen Dienst hier in Palma de Mallorca eine Anlaufstelle war. Warum der Geheimdienst aber einen Koch zum Friseur machte, war schon eher verständlich. Jeder Geheimdienst verschiebt seine Agenten grundsätzlich so lange in der Gegend umher, bis sie irgendwo sitzen, wo sie sich weder wohl noch kompetent fühlen.

Dass Richard mehr als ein Unternehmensberater mit einer hübschen Geschäftspartnerin sein musste, die hier in bester Lage unter dem Namen »Palma Management« in einem Penthouse residierten, war andererseits auch dem Friseur klar. Warum sollte sich ein Engländer in den besten Jahren hier auf der Insel niederlassen? So viele Geschäftsleute, die gute Beziehungen zum britischen Regierungsapparat aufzubauen wünschten, gab es hier sicher nicht. Und eine andere Funktion konnte sich der Spanier für eine Unternehmensberatung unter britischer Leitung auf Mallorca nun wirklich nicht vorstellen.

Aber das alles waren zehn Jahre alte Gedanken, die sich damals jeder für sich gemacht hatte, als man sich wirklich zufällig auf dieser Insel wieder traf. Männer, so berichten Verhaltensforscher, sprechen am Tag

etwa 2.000 Worte. Frauen ein Vielfaches. Männliche Geheimagenten kommen wohl mit 1.000 Worten aus und stoßen zwei aufeinander, reduziert sich dieses Potential auf die Hälfte. Immerhin soll ja keiner vom anderen annehmen, sein Gegenüber wäre ein Schwätzer. Und da in diesem Falle keiner den anderen nach seiner Vergangenheit fragte, war das dann auch der beste Beweis dafür, dass sich beide ihren Arbeitgebern und ihren Funktionen immer noch verpflichtet fühlten.

Ein wirklicher Koch, ein tatsächlicher Friseur wäre doch mit der Offenbarung herausgeplatzt, dass er die Armee bzw. den Dienst satt gehabt und den Bettel hingeschmissen hätte. Ein wirklicher Selbstständiger, ob Unternehmensberater oder Friseur, würde doch über sein Geschäft, die schlechte Konjunktur, die Konkurrenz und die andauernde persönliche Verarmung sprechen. Nur diese beiden hatten sich noch nie über ihr Geschäft unterhalten. Warum auch? Kamen doch die Aufträge und die Gelder aus irgendwelchen Geheimdiensttöpfen.

Dabei sind alle Staatsapparate dieser Welt beim Vertuschen der Geheimdienstetats recht erfinderisch. Müssen ja sämtliche Gelder von irgendwelchen Parlamenten genehmigt werden, die mehr oder minder misstrauisch imposante Budgets der Geheimdienste zusammenstreichen würden. So wurde Richard zum Beispiel zehn Jahre lang für eine Tätigkeit als Presseattaché aus dem Etat des Wirtschaftsministeriums bezahlt, bis man ihm nahe legte zu kündigen.

Jetzt kommen die Gelder von privaten Unternehmen und sein Lohn besteht aus den Überschüssen, die sich bei der Gegenüberstellung der Einnahmen und Ausgaben für seine Unternehmensberatertätigkeit ergeben. Die Sache war dann auch so verwinkelt konstruiert, dass Richard in den ersten Jahren seiner Tätigkeit selbst glaubte, mancher Auftrag erreichte ihn tatsächlich aus der freien Wirtschaft. Warum das nie wirklich der Fall gewesen sein konnte, könnte jeder Unternehmensberater beantworten, dessen einzige Werbung aus einem Eintrag im örtlichen Telefonbuch bestand.

Und so war es natürlich auch kein Zufall, dass Richard seine Partnerin Mercedes de Cárdenas kennen gelernt hatte. Das Kennenlernen war angeordnet. Nur Richard hatte, blauäugig wie er sein konnte, lange angenommen, dass man ihm freie Wahl gelassen hätte, wie und mit wem er seine Residenz auf Mallorca errichtete. In den Jahren der Zusammenarbeit war es dem Kanzleichef, als den er sich gerne sah, letztlich doch aufgefallen, dass »seine« Mercedes auf verschiedenen Hochzeiten tanzte. Manche Informationen hatte Madam bereits gewusst, bevor er diese irgendwo im Ausland mühsam recherchierte. Auch dass Mercedes ab und an für Wochen »Urlaub« machte und für ihn unauffindbar irgendwo auf dieser Welt herumreiste, erklärte sich nur aus dem Umstand, dass irgendwelche Agentenführer wohl der Ansicht waren, dass ihn bestimmte Angelegenheiten nichts anzugehen hätten. Das ärgerte Richard, obwohl er von der Pike auf gelernt hatte, dass im Spiel »Spion gegen Spion« nichts zu wissen die einzige Möglichkeit war, nicht eines Tages verdächtigt zu werden.

Denn das war auch klar, nur den Bürgern der jeweiligen Staaten nicht bewusst: Zwei Drittel jedes Geheimdienstetats gingen für die Verwaltung drauf. Ein Sechstel der Gelder wurden für Operationen verwendet, die ausschließlich in der Abwehr und Überwachung befreundeter oder gegnerischer Agenten bestand und das restliche Sechstel war tatsächlich Geld für operative Maßnahmen.

Ein wirklicher Kenner der Materie hatte sich folglich nicht gewundert, als in der Presse nach den Anschlägen des 11. Septembers spekuliert wurde, dass die amerikanische CIA noch nicht einmal Mitarbeiter hatte, welche die massenweise abgehörten und aufgezeichneten Telefonate aus der arabischen Welt übersetzen konnten, geschweige denn, dass in den einschlägigen Kreisen der islamistischen Terrorszene informelle Kontaktpersonen vorhanden gewesen wären. Zugegeben, Richard selbst hätte auch keine rechte Freude daran, irgendwo im afghanisch-pakistanischen Grenzland zehn Jahre als »Entwicklungshelfer« zu arbeiten, bis er eventuell, als hinreichend vertrauenswürdig eingeschätzt, vielleicht einmal etwas von Relevanz in Erfahrung bringen könnte. Das wahre Leben ist eben außerhalb von Agententhrellern und Romanen oftmals recht banal. Denn auch der eifrigste »James Bond« verliebt sich eines Tages in eine dieser zahlreichen Agentenvamps. Die Liquidationsmethode dieser Frauen besteht darin, den starken Helden zu fragen: »Hast du Lust, heute Abend mit mir ins Kino zu gehen?« Nein, natürlich hat ein echter Mann keine Lust, doch geht er mit, weil er den Vorwurf vermeiden will, dass er das Mädchen nicht mehr liebt. Ein echter Agent müsste aber im Zweifel antworten: »Gerne, mein Häschen, doch ich muss morgen früh für zehn Jahre nach Afghanistan, ich rufe dich an, wenn ich wieder zurück bin.«

Und wer als Mann bereits einmal vor der Wahl stand, mit einer hübschen Frau sein Leben zu ruinieren oder in Afghanistan enthauptet zu werden, entscheidet sich für den Ruin.

»Vorne etwas kürzer, wenn du schon am Schneiden bist«, meinte Richard und sah seinem Spiegelbild in die Augen. »Du könntest dir einmal einen neuen Spiegel kaufen. So dämlich wie dieser Typ mich hier anglotzt, so dumm kann ich gar nicht hineinschauen.«

Artemio schüttelte den Kopf: »Sehr wohl! So dämlich guckst du, seit ich dich kenne.«

»Es gibt auch noch andere Friseure in dieser Stadt...«

»Bitte schön«, sagte der Barbier und hörte augenblicklich mit dem Schneiden auf, »Mallorca steht dir offen. Wie wäre es mit dem schwulen Damenfriseur um die Ecke?«

»Gute Idee! Vielen Dank für den Tipp, dass er Damenfriseur ist, wusste ich bereits...«, Richard schnalzte, »aber von seinen Vorlieben war mir bisher nichts bekannt.«

Jetzt schüttelte Artemio schon wieder seinen Kopf, nahm das Schnip-peln wieder auf und meinte: »Ja, ja, Mercedes ist wohl auf Reisen und der Herr sehnt sich nach Abwechslung.«

»Sag mal etwas!«, forderte Richard, ohne auf die letzte Unterstellung einzugehen. Artemio schüttelte den Kopf: »Ich habe schon genug er-

zählt. Gute Friseure unterhalten sich nicht mit ihren Kunden, sondern konzentrieren sich auf ihre Arbeit.«

»Schon gut«, tat Richard ab und verzog sein Gesicht zu einer Grimasse, mimte einen Schimpansen, fletschte mit den Zähnen und versuchte, mit den Ohren zu wackeln. Kopfschüttelnd nahm der Barbier das Gespräch wieder auf: »Alles gut mit Mercedes? Ich habe sie schon lange nicht mehr gesehen.«

»Sie geht auch nicht zum Herrenfriseur«, quittierte der Engländer, »zudem ist sie wirklich weg, irgendwo in den USA. Sie macht einen Fortbildungslehrgang in Geographie und Geschichte.« Der Barbier sprühte mit einer Flasche Wasser in Richards Nacken und zückte sein Rasiermesser. Dann schüttelte er den Kopf und fing an zu rasieren. »Glaubst du nicht? Sie lehrt die Amerikaner in einem sechswöchigen Crashkurs, dass die Welt fünf Kontinente hat, der Zweite Weltkrieg vorbei - und Hitler tot ist«, scherzte Richard und wartete gespannt auf das Kopfschütteln des Friseurs. Dieses ließ auf sich warten, denn der Spanier konzentrierte sich auf das Rasieren der Nackenhaare. Dann aber schüttelte er gleich zwei Mal sein kahl geschorenes und unrasiertes Haupt und sagte: »Ja, ja, früher trafen wir uns öfters im La Bodeguita, dem Hemingway, aber du weißt ja, wie diese Geschichte geendet hat...«

»Für Hemingway oder für Mercedes?«

»Wer weiß«, sagte Artemio kopfschüttelnd und mystisch. Dann befreite er den Engländer von der Halskrause, pinselte ihm die Haare aus dem Nacken und riss achtlos die Schürze herunter. »Gruß an die Frau Gemahlin!«

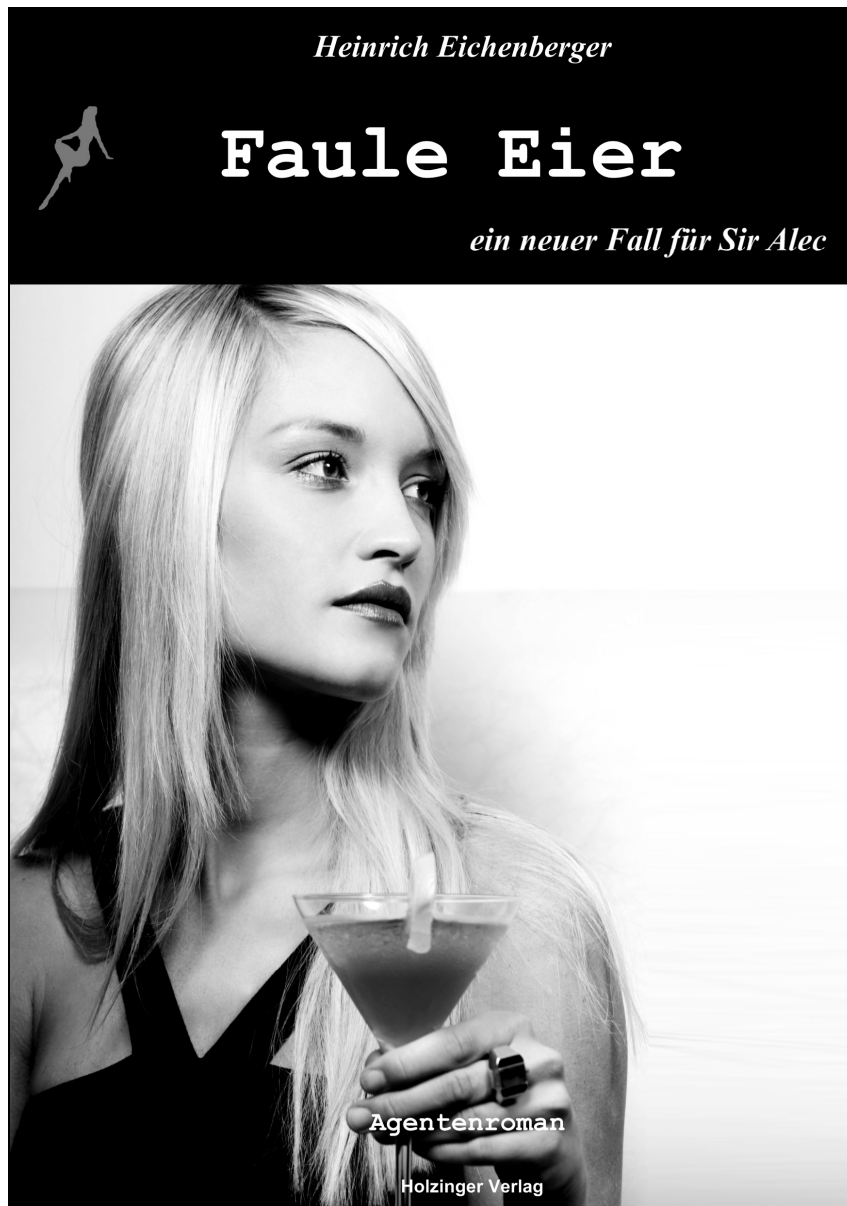
»Werde es ihr ausrichten, wenn du Mercedes meinst. Sie hat übrigens heute Geburtstag. Willst du ihr nicht meinen Haarschnitt schenken?«

Jetzt hätte es einen Grund gegeben, den Kopf zu schütteln, doch das Haupt des Barbiers rührte sich nicht. »Rücke den Schein raus!«

Zwanzig Euro wechselten den Besitzer und die beiden Männer grienten irgendetwas von »bis dann« und »mach's gut«.

Das Buch ist über den Buchhandel oder direkt vom Verlag (Amazon) zu bekommen.

Auf Grundlage langjähriger Recherchen erscheint demnächst in der selben Reihe:



www.sir-alec.de